

4.2.1958

Herrn
Pfarrer Gerhard Möckel
Athen
Odos Sina 66

Sehr geehrter Herr Pfarrer,

ich komme nach Reisen und Bewältigung angestauter Arbeit erst heute dazu, Ihren Brief vom 19.12.1957 zu beantworten und will es in diesem persönlichen Schreiben tun.

Der geschäftsführende Bundesvorstand unserer Landsmannschaft hatte im Herbst beschlossen, dem Verbandstag die Verleihung von Ehrenmitgliedschaften an einige unserer Gelehrten und Künstler vorzuschlagen, die demnächst 70 Jahre alt werden. Dabei war ausdrücklich festgelegt worden, keine Politiker und einstmals führende Pfarrer zu berücksichtigen, um die noch da und dort in Deutschland lauernden Ketzerriecher nicht zu reizen, die es nicht vertragen, daß andere - mögen es auch die verdienstvollsten Menschen sein - nicht immer so dachten, wie sie glauben, stets gedacht zu haben.

Satzungsgemäß mußte das Plenum des Bundesvorstands unseren Vorschlag beraten, und dabei forderten Landleute aus Westfalen, auch Molitoris und Staedel zu Ehrenmitgliedern zu wählen. Es gelang mir, sie nach ziemlich erregter Aussprache überstimmen zu lassen. Tagsdrauf beim Verbandstag, der ein recht großes Gremium ist, wurden Staedel und Molitoris wieder aufs Tapet gebracht. Die ungewöhnliche Zuneigung trat hervor, die diese beiden Männer in unseren breiten Kreisen genießen; man ist Molitoris dankbar, weil er die von den Amerikanern beabsichtigte Auslieferung von zahlreichen sächsischen Kriegsgefangenen an die Russen vereitelt hatte; Staedel wird geliebt, weil er als Volksmann und Pfarrer die Herzen anzusprechen wußte, weil er Verfolgungen erlitt und weil er bei seiner Internierung im Herbst 1944 jede Möglichkeit, in Freiheit gesetzt zu werden, ausgeschlagen hatte, solange noch ein anderer Landsmann im Lager saß. Es ergab sich eine leidenschaftliche Debatte. Meine Bemühungen, den von mir vertretenen Antrag ohne Ausweitung durchzufechten, mißlang. Es blieb mir nichts übrig als nachzugeben.

Das ist die Geschichte der Ehrenmitgliedschaft für Staedel, ein Vorgang, wie er in jedem demokratisch geordneten Verband vorkommt, wenn sich durch Gefühle bestimmte Ansichten der überwältigenden Mehrheit gegen die Spitze durchsetzen.

Die Akten, die Sie in der Bischofskanzlei in Hermannstadt lasen, kenne ich nicht. Ich glaube Ihnen, daß sie Staedels Abhängigkeit von der einstigen Volksgruppenführung beweisen. Hat Ihnen aber Bischof Müller die Akten seiner Nachgiebigkeit gegenüber dem jetzigen rumänischen Regime gezeigt, das nicht bloß das Christentum ablehnt, sondern sogar Gott leugnet?

Ich rechne es Bischof Müller als Verdienst an, daß er unsere heimische Kirche durch die letzten schweren Jahre hindurchsteuerte. Es ist eine politische Leistung. Welche Kompromisse er als Christ und Theologe in Kauf nahm, wird man ermessen, wenn man bedenkt, daß es in Rumänien keine siebenbürgisch-sächsischen Glaubensmartyrer gibt, wohl aber viele orthodoxe, katholische und griechisch-katholische, deren Verhalten bewundernswert ist.

Deshalb erregte es Ärger, als Müller in Salzburg versicherte, er sei

vor kurzem mit den Bischöfen anderer Konfessionen in Rumänien beisammengesessen; es gebe dort keine Religionsverfolgung. Er verschwieg, was jeder halbwegs Informierte im Westen weiß, daß diese Bischöfe nicht jene sind, die für ihre Glaubensstreue in Vacaresti schmachten, sondern Kreaturen der Regierung, und daß die griechisch-katholischen Bischöfe nicht neben ihm saßen, weil ihre Kirche einfach aufgelöst wurde. Die siebenbürgisch-sächsische Kirche hat sich dem Regime gegenüber so betragen, daß man an ihr kein Haar zur Beseitigung von Priestern fand.

Ich kenne Müller seit meiner Kindheit. Er bezeichnete mich oft als seinen Lieblingsschüler. Als ihn die Volksgruppenführung bedrängte, veröffentlichte ich in Hermannstadt eine ihn lobende Jugenderinnerung, was er als Trost empfand, wie mir seine Frau schrieb. Ich halte ihn nicht für einen ursprünglich religiösen Menschen. Ehrgeiz brachte ihn ins Pfarramt. Als er es hatte, kniete er sich mit dem Verstand in die Augustana hinein. Nun, das ist kein Vorwurf! Aber welche Tragik, daß er sein Ziel, Bischof zu werden, in einer so furchtbaren Epoche erreichte! Für die Kirche vielleicht ein Segen, denn nur Unterwürfigkeit konnte retten. Seine Altersgenossen hießen ihn von jeher den "Jobbagy" den "Hörigen"; sie meinten damit seine klügelnde Umsicht, Nachträgerei und Bereitschaft, sich vor Mächtigen zu beugen. Vermutlich wäre er mit Andreas Schmidt ausgekommen, wenn nicht dieser ihn abgelehnt hätte. Kaum war Staedel gestürzt, als Müller auf der Kanzel etliche Landsleute, darunter einen seiner guten Bekannten, den Ehrenmann Dr. O. F. Jickeli, als Nationalsozialisten anschuldigte, obwohl Müller selbst auf Grund früherer Äußerungen und Teilnahme an Aktionen - die ich als Augenzeuge kenne - braune Flecken auf der schwarzen Weste hatte. Aber davon abgesehen, hätte Bischof Teutsch, ja hätte jemals ein Sachse einen Landsmann in einer solchen Stunde, während die Häscher überall lauschten, denunziert! Die Bezeichnung, die diese Tat verdient, erspare ich mir.

Als Staedel nach Deutschland gezogen war, versäumte Müller nicht, ihn hier bei den Kirchenführern zu denunzieren. Die Bischöfe Meisner und Wurm fragten mich, ob sie Staedel empfangen könnten, er sei doch verächtlich, ein deutscher Christ gewesen zu sein. Ich war sprachlos und antwortete dann: Hochwürden, er ist ein Flüchtling und ein Amtsbruder von Ihnen. - Verrückterweise verbinde ich mit Geistlichen noch die Vorstellung, daß sie christlich handeln müßten, vielleicht weil ich Pfarrer kenne, die Christen sind und christliche zu handeln bemüht sind; ihre Bekenntnisse erscheinen mir daneben unwichtig. Wurm empfing Staedel, Meisner nicht. Ich muß betonen, daß ich Wurm verehrte und daß ich später auch Meisner zu achten lernte. Seine Einstellung zu Staedel erscheint mir freilich noch heute eines Jahres Fegefeuer wert, obwohl ich de mortuis nil nisi bene sagen möchte. Der betriebsame Theologe Krim schrieb in jenen Tagen in einem Blatt, Staedel habe seine Gemeinde im Stich gelassen. Das hat, soviel ich weiß, nur ein einziger sächsischer Pfarrer getan, aber in diesem Fall: de mortuis... Staedel war es nicht. Krim mußte denn auch seine Behauptung - woher hatte er sie? - widerrufen. Diese unliebsamen Vorfälle wären unmöglich gewesen, befände sich die ev. Kirche nicht in einer Krise; sie ist - erlauben Sie mir die Bemerkung - eine sich zwar laut bekennende, doch keine seiende Kirche (um Heideggerisch zu reden, wiewohl ich Heidegger nicht schätze).

Ich rolle diese Vorgänge auf, um nachzuweisen, daß gegen Staedel in Deutschland eine von Müller ausgehende Hetze lief. Das merkten unsere Landsleute bald und empörten sich darüber. Die Sachsen verzeihen keine Dolchstöße in den Rücken. Und darum forderte man mich schon vor Jahren auf, für Staedel öffentlich einzutreten. Selbstverständlich war ich bereit, die Hetze zurückzuweisen; ich hätte es getan, ohne Müller zu erwähnen. Aber Staedel wollte es nicht. Doch nun, als aus der Masse die Ehrenmitgliedschaft für ihn durchgesetzt worden war, freute er

sich und das Hilfskomitee begrüßte den Beschluß.

Sie meinen, Staedel verwalte heute sein kleines Amt deshalb so still, weil er büßen wolle. In sein theologisches Herz kann ich nicht hineinschauen. Ich habe ihn auch seit Jahren nicht mehr gesprochen, aber ich kenne ihn seit Jahrzehnten. Ich hatte mit ihm einmal eine Auseinandersetzung, weil er sich unter dem Einfluß politischer Freunde anders betrug, als ich es für geboten hielt; ich erwähne das, um Ihnen zuzugestehen, daß er wie wir alle Fehler hat. Dennoch - das stille, treue Wirken, eine unsäglich penible Gewissenhaftigkeit und fast kleinlich anmutende ständige Selbstkontrolle gehörten von jeher zu seinem Wesen. Er ist kein Theologe; gemessen etwa an Friedrich Teutsch: keine bischöflich-herrenhafte Erscheinung, ebenso wenig wie Müller, aber er stand bei mir immer in dem sehr begründeten Verdacht, ein Christ zu sein, ein irrender, gewiß, dennoch ein Christ. Ich habe dafür ein Gespür, denn ich bin keiner, obschon ich mich oft dabei ertappe, mich christlicher zu benehmen als Theologen, aber das hat seine Wurzeln in einem anderen, freilich entscheidenden Bezug, im Bewußtsein, daß es Gott gibt.

brü Ich habe bisher noch nichts davon gehört, daß Staedels Ehrenmitgliedschaft deutsche Kirchenstellen verschunpft hätte. Die Sucht zur Verküsterung läuft sich selbst in Deutschland tot. Einen Affront gegen die heimische Kirche hatte niemand von uns im Sinn, was Müller bestimmt nie glauben wird, doch das ist nicht unser Fehler, sondern ein Mangel seines Wesens.

Sie schreiben, keiner, mit dem Sie daheim sprachen, habe die Tätigkeit unserer Landsmannschaft begrüßt. Ich frage mich, woher diese Landsleute unsere Tätigkeit kennen. Im Gegensatz zu uns, die jedes in Rumänien erscheinende Buch beziehen können und die Auswertung der rumänischen Presse aus den Ostinstituten täglich einsehen, dürfen die Sachsen in Siebenbürgen außer Fachliteratur nichts beziehen, was hier veröffentlicht wird. Sie sind auf Brieffachrichten angewiesen. Stammen diese von einfachen Absendern, so ist das empfangene Bild lückenhaft, willkürlich, oft töricht. Gescheite Landsleute schreiben mit äußerster Zurückhaltung. Von ihnen erfahren die Adressaten also auch nichts, worauf sich ein Urteil gründen läßt. Es sind demnach bewußt in Umlauf gesetzte Urteile, die unser Wirken im Kopf Ihrer Gesprächspartner spiegeln. Wer setzt solche Urteile in Umlauf? Der rumänische Staat vielleicht. Gut! Daß er uns nicht liebt, ist natürlich. Wir sind die einzigen Sachsen/außerhalb seiner Diktatur. Was immer wir tun, es ist für ihn unangenehm, gleichgültig, ob unsere Pfarrer uns predigen, ob wir siedeln, ob wir Heimattage veranstalten oder für die Familienzusammenführung eintreten. Auffällig bloß, daß die rumänische Presse uns nie erwähnt. Diese Taktik dient dazu, vor den Sachsen zu verschweigen, daß deren Angehörige in Deutschland sich regen. Warum also sollte der rumänische Staat durch unsere Herabwürdigung ~~eben~~ in ausgestreuten Parolen dafür sorgen, daß man auf uns aufmerksam wird? Es wird wohl eine andere Quelle sein, die uns madig macht.

Es wird die sächsische Stelle sein, die entgegen der Sehnsucht der Überwiegenden sächsischen Menge, der die Abwanderung als einzige Rettung erscheint, für das Ausharren wirbt. Die Möglichkeit auszuwandern, würde einen allgemeinen Exodus bewirken - sagte ein hoher, sehr hoher sächsischer Geistlicher, als er den Westen besuchte. Ich will damit darauf hinweisen, wie dringend geboten es Leuten, die das wissen und *dazu* dagegen ankämpfen wollen, sein muß, uns, die ja nur für die Familienzusammenführung eintreten, in ein verächtliches Licht zu rücken, wobei man auch den zweiten Zweck erreicht, als Gegner westlicher Bemühungen in Bukarest eine Fleißnote zu bekommen.

Das heikle Thema der Gesamtumsiedlung erörtere ich hier nicht. Als Bi-

schof in Österreich war, erklärte er in Gesprächen, es sei unrealistisch anzunehmen, daß es je gelinge, die Familienzusammenführung durchzudrücken. Statt mit seinen Landsleuten abzustecken, was man unternehmen solle, um das Leid der zerrissenen Familien zu beenden, blieb er dabei, Nichtstun sei das Klügste. Ansonsten wäre er verpflichtet gewesen, in Bukarest beim Staatsoberhaupt, seinem guten Bekannten Groza, dem von ihm erstaunlicherweise geschätzten Entei-ner des sächsischen Grundbesitzes, ein Wort für unsere Ärmsten An-gehörigen einzulegen. Hätte er es getan (und ich sage Ihnen, kein katholischer Bischof hätte es nicht getan!), so wäre das Problem vermutlich der Lösung schon weit nähergerückt.

Sie wissen wohl selbst, wie Müller in fast manischer Art die ge-schichtlichen Ereignisse im Osten seit 1944 vor jedem zeichnet. Er läßt sie nach einer vorgefaßten Konzeption, in der sich seine histori-sche Veranlagung ebenso befriedigt wie das Bestreben, sich selbst zu rechtfertigen, abrollen wie ein Verhängnis, wogegen der Mensch nichts zu unternehmen vermag. Allerdings spielt darin auch die von ihm behauptete, stets drohende Zwangsumsiedlung der Sachsen nach Ruß-land eine Rolle, der er mit einer von Gott jeweils eingegebenen überwältigenden Äußerung ins Angesicht der Mächtigen zu begegnen wußte. Vermutlich glaubt er, daß es so gewesen sei. Darum überzeugt er naive Gemüter. Es ließ sich indessen weder in Instituten, die Tag für Tag die Geschehnisse verbuchen, noch in Berichten von Aus-wanderern ein Hinweis finden, der seine Darstellung bestätigt *sind* jene Gefahr der Zwangsumsiedlung beweist; sollte sie tatsächlich gegeben gewesen sein, so höchstens bis 1948, wofür aber auch kein Beleg zu entdecken ist, schon gar keiner der Art, daß Ansprachen bei uns sie hätten zur Auslösung bringen können. Nach 1948 stand jede Zwangsumsiedlung im hellen Widerspruch zur Politik des Kreml; le-diglich bei Aufständen/ erfolgten Deportierungen, oder bei Vorkeh-rungen gegen eventuelle Kriegsmöglichkeiten wie bei der Verschleppung von Banater Schwaben in die Baragansteppe.

Die starr abrollende geschichtliche Entwicklung, gegen die nichts zu machen sei und nur ein Wunder Gottes eine Wende bringen könne, - und auf dieses fällige Wunder setzt er die Zukunft unseres ganzen Stam-mes! - entspricht Müllers Natur, ja sogar seiner Körperhaltung. Da-rum seine Mahnung, nur ruhig zu sein, sonst schädige man die Lands-leute, aber auch er nannte auf Befragen kein Beispiel, das eine solche Schädigung durch uns beweist. Und keiner sonst, der aus Sie-benbürgen herkam, wußte einen Fall zu nennen, der klar erkennen ließ, daß wir Repressalien verursacht hätten.

Es erreichen uns aber ständig Hilferufe, etwas zu tun, daß die Lands-leute auswandern können. Für eine Gesamtumsiedlung - mag man darüber denken, wie man will - rühren wir keinen Finger, schon deshalb nicht, weil es die Familienzusammenführung stören könnte. Diese aber werden wir verwirklichen. Uns allein ist es zu verdanken, daß das Problem heute viele deutsche und internationale Stellen beschäftigt, daß die Zahl der Ausreisenden aufs Vierfache stieg und noch weiter ansteigen wird, trotz Müllers Warnung, wir versuchten das Unmögliche. Er sagte neulich einem Ausreisefertigen: erzählen Sie in Deutschland nichts von unseren Zuständen! Als ob man uns noch viel davon zu erzählen brauchte! Aber als er die Antwort empfing, Herr Bischof, es wollen doch alle weg! antwortete er, an ihn habe sich deswegen noch niemand gewendet. - Also, an ihn hat sich deswegen noch niemand gewendet! Mir stockte der Atem, als ich das hörte.

Es sind nicht nur harmlose, einfache Leute zu Hunderten aus Sieben-bürgen in den letzten Monaten hier eingetroffen, sondern Männer mit Überblick, die daheim noch von kurzen wichtige Ämter bekleideten. Einer von ihnen, *sein* Name, nenne ich nicht, weil er augenblicklich in

der Sowjetzone weilt, schrieb mir, er habe vor der Abreise den Bischof beschworen, endlich die Wirklichkeit zu sehen und etwas zu tun; finis saxoniae, darüber dürfe man nicht hinwegblicken und sich mit Bibelzitate trüsten, daß Gott einmal schon helfen werde. Es half ~~auch~~ den russischen Geistlichen gar nichts, ~~sie werden~~ bis auf einen Rest ermordet, worauf der Rest eine lammfromme, Kreml-hörige Kirche wurde. Der Kronstädter Kurator Dr. Reiner bat mich, fortzufahren, wie bisher. Er sieht den Untergang daheim vor Augen. Nur gewisse Kirchenkreise stellten sich blind. Aber ich weiß, daß selbst jene, ~~die~~ öffentlich - ich verdenke es ihnen selbstverständlich nicht, ~~wir~~ reden, wie sie reden müssen - binnendeutschen Besuchern gegenüber genau dieselben Wünsche flehentlich ans Herz legten, wie die einfachen es grob heraussagen. Es bedarf eines Winkes von Müller, niemand würde davon erfahren, und wir täten alles, was erdenklich und möglich, um die Unseren zu retten. Dieser Wink ist nötig. Bei der Familienzusammenführung brauche ich keinen Wink. Das besorgen wir aus eigenem Antrieb. Wollte Gott, daß Müller ein einziges Wort in Bukarest wagte: Tausende von Müttern und Kinder und Gatten würden ihm danken.

lente Er tut nichts. Und inzwischen fühlt das Volk, wer da wie ein Block von vereister Circumspekter-Zurückhaltung zum Bremsklotz wurde. Die donauschwäbische Presse in Deutschland greift Müller als den "roten" Bischof an, der die Familienzusammenführung bewußt hintertreibt, und wie die Landsleute, die sächsischen, ihn beurteilen, wissen Sie sicherlich. Ich bin kein Mensch, der die allgemeine Meinung für die unbedingtrichtige hält, aber auch keiner, der bloß deshalb, weil die allgemeine Meinung sich gegen einen Mann wendet, annimmt, sie müsse irren. Ich verstehe den alten Mann aus seiner Anlage, ich weiß, daß er leidet, weiß, daß er zu gescheit ist, um nicht manchmal sich selbst im Spiegel zu sehen. Seine Fähigkeit zur Unterwürfigkeit hat unsere Kirche daheim gerettet. Nun aber scheint es mir, als habe er sich selbst überlebt. Aber wer folgt ihm nach? Märtyrer des Glaubens haben wir nicht, wir sind ein politisches Volk, der außer den Balten einzige politische deutsche Stamm. Unterwürfigkeit kann nur vorübergehend eine politische nützliche Taktik sein. Ich habe ein schweres Herz, wenn ich daran denke, wer Müller ablösen wird.

Und ununterbrochen dringt der Chor der Hilferufe an uns, gesättigt mit Anklagen gegen Müller, immer der Hinweis auf die Mischehen (in 10 Jahren in Kronstadt rund 50%, wir haben die genaueren Zahlen), Berichte schönen Gemeinschaftssinnes und zugleich von Mutlosigkeit, knechtischer Gesinnung, von sächsischen Bauern, selbst in Heldsdorf, die sich ohne Mucken prügeln lassen, es ist ein Bild, vielfältig, im Ganzen maßlos beklemmend. Das Fazit daraus - ob nämlich der Bestand der Sachsen gesichert oder ob ihr Untergang unaufhaltsam sei - kann ich als unabänderliche Gewisheit nicht ziehen, obschon ich keinen traf, der von Daheim kam und mir klar versicherte, er sei überzeugt, die Sachsen würden als ein Volkskörper weiterbestehen können. Die meisten Jüngeren unter uns halten den Untergang für gewiß. Ich werde in ein paar Monaten 60 Jahre, ich habe noch Kronstadt erlebt als eine restlos deutschgeführte Stadt, mir wird es schwerer, all das aufzugeben. Aber es kommt nicht auf meine Gefühle an.

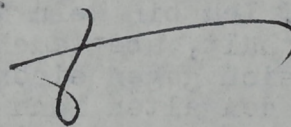
Meine Aufgabe ist: die Familienzusammenführung durchzusetzen und hierzu lande mitzuhelfen, damit die Sachsen solange als möglich zusammenhalten; wach zu sein, ~~in~~ bei jeder Gelegenheit das Notwendige zu tun, um unseren Landsleuten unter die Arme zu greifen.

Etwas anderes kann ich Ihnen auf den Brief, für den ich danke, nicht sagen, und daß ich einen halben Tag daran gewendet habe, um Ihnen

zu schreiben, erklären Sie sich, bitte, bei meiner argen Überlastung damit, daß Sie der Sohn eines Mannes sind, den ich nicht bloß anerkannt habe, sondern der mir heute noch - ich habe ihn endlos lang nicht gesehen - lieb ist. Wenn Sie wieder einmal nach Deutschland kommen und mich besuchen, worum ich bitte, erinnern Sie mich, daß ich Ihnen einiges von Ihrem Vater erzähle, was Sie nicht wissen. Ich habe ihm wahrscheinlich manchmal Sorgen gemacht, er war älter, durch sein Amt in Grenzen gesetzt, ich - schon durch meine schriftstellerische Aufgabe - stürmischer, ausschweifender, aber wir verstanden uns immer; es war, als müßte er stets zugestehen, daß es neben der streng kirchlich gesetzten Norm auch ein Feld gibt, wo Menschen wie ich bestehen dürfen, weil vor dem Kirchlichen und wenn ich das sagen darf, vor dem Dogmatischen, ein wesentlicher Raum liegt, aus dem er mich nicht ausschließen konnte, ich war ja darin, ein religiöser Raum, er hat das gespürt. Ach, wie eng ist inzwischen der andere Raum geworden, in dem ich angesichts meiner Landsleute das Erforderliche zu erkennen und zu tun versuche!

Ich grüße Sie und bitte Sie, mich Ihrer Frau zu empfehlen, und sollte Ihre Schwiegermutter bei Ihnen sein, so sagen Sie ihr, daß ich Sie verehere, und grüßen Sie auch Susanne Schmidt, die vor der Abreise nach Athen bei mir war und der ich vom geharzten griechischen Wein erzählte. Ob er ihr schmeckt?

Ihr



Fatum oder Datum?

Zum Schicksalsweg der Siebenbürger Sachsen

*1. Sollten Sie nicht wie auch
in den "höchstschönen
Vierteljahrhundert" antworten?*

52.

„Ein Volk, das seine Geschichte und eine evangelische Kirche hat, ist nie als verloren anzusehen.“ Das Wort seines Vaters Georg Daniel Teutsch hat der Sohn Friedrich Teutsch – wie der Vater Bischof und Geschichtsschreiber der Siebenbürger Sachsen – als Motto über seine Kirchengeschichte gesetzt. Würde er heute leben, er bekäme schärfsten Widerspruch gerade von denen, deren gemeinschaftliches Selbstverständnis über die Zeiten hinweg er aufs nachhaltigste beeinflußt und bestimmt hat. Denn dieses Wort ist heute umstrittener als je zuvor. Nicht wenige unter den Betroffenen sind der Meinung, die stolze Geschichte dieses kleinen Volksstammes im Karpatenbogen sei ausgelaufen, der christliche Glaube und die noch bestehende Kirche könnten daran nichts mehr ändern. Freilich leben bis zur Stunde immer noch vier Fünftel – rund 186 000 – der Angehörigen dieses Stammes in Siebenbürgen (gegenüber ca. 40 000 in Deutschland und Österreich). Die Zahl der Geburten ist höher als die der Auswanderer. Es gibt schließlich die Frage, ob man nicht statt zu sagen, die Geschichte der Siebenbürger Sachsen sei ausgelaufen, fragen müsse, ob die Siebenbürger Sachsen nicht vielmehr im Begriff seien, ihrer Geschichte zu entlaufen.

Um zu verstehen, warum die Siebenbürger Sachsen der politische und geistige Umbruch nach 1944/45 in eine so tiefe Krise gestürzt hat, muß man einen Blick auf die vielgerühmte 800jährige Geschichte werfen, auf die die Sachsen einerseits mit Recht stolz sind, deren popularisiertes Selbstverständnis andererseits eine nicht geringe Schwierigkeit beim Begreifen und Realisieren der heutigen neuen Lage darstellt. Das Verständnis der Tradition hindert die Bewältigung der Situation.

Bereits in der Mitte des 11. Jahrhunderts von den ungarischen Königen „ad retinendam coronam“, zum Schutze der Stephanskronen, ins Land gerufen, erhielten schon die ersten Siedler besondere und außerordentliche Rechte, die ihnen eine gemeinschaftliche Entwicklung gewährten und zur Grundlage ihrer völkischen Existenz wurden. Auf der Grundlage dieser Privilegien, die ihnen der „Goldene Freibrief“ Andreas' II. im Jahre 1224 bestätigte, wuchs ihre Gemeinschaft auf dem Territorium des „Königsbodens“ zusammen.

In dieser Gemeinschaft und in diesem Geiste besiedelten sie die „terra deserta et inhabitata“, bauten sie im Laufe der Jahrhunderte, nachdem sie die Machtgelüste einiger Adelsgeschlechter entschieden abgewiesen hatten, eine freie Gemeinschaft von gleichberechtigten Bürgern auf, verteidigten ihre Dörfer und Städte in ihren bekannten Kirchenburgen gegen die Türken, traten sie geschlossen in einer eigenen Reformation zum evangelischen Glauben über. (Heute zählt die Gesamtkirche rund 300 Gemeinden, die von 218 Pfarrern versorgt werden. Über sechzig Prozent von diesen wurden auf einer kirchlichen Hochschule in Hermannstadt, die der Klausenburger Universität angeschlossen ist, ausgebildet. Daneben

gibt es noch eine kirchliche Kantorenschule.) Sie schufen ein vorbildliches Schulwesen, bauten eine genossenschaftliche Organisation und ein System nachbarschaftlichen Lastenausgleichs auf, das noch heute, oder besser: heute wieder als bemerkenswertes Modell studiert wird, waren durch den Fleiß ihrer Bauern und Bürger ein stabiler und zuverlässiger Faktor im wirtschaftlichen Leben Siebenbürgens und durch ihre Sprache und ihren Glauben Vermittler der deutschen Kultur zwischen ihrer Heimat und Wien, Prag, Basel, Wittenberg und Leipzig, wo ihre Intelligenz sich jahrhundertlang orientierte. Trotz zahlenmäßiger Unterlegenheit waren ihre gewählten Vertreter gewichtige und gleichberechtigte Partner der ungarischen Adligen und der Szekler im siebenbürgischen Landtag, in dem freilich die rumänische Bevölkerung Siebenbürgens keine Vertretung hatte – eine bis heute nachwirkende, folgenreiche Tatsache.

Es hat die Siebenbürger Sachsen mit Genugtuung erfüllt, wenn ein geachteter Gelehrter wie Martin Opitz am Anfang des 17. Jahrhunderts von ihnen sagte, sie seien „Germanissimi Germani“ – er meinte „sehr deutsche“ d. h. „ganz richtige“ Deutsche. Die Vereins- und Festredner bis auf unsere Tage haben das Zitat zwar nur wenig, aber sehr bemerkenswert verändert und nannten ihr Volk die „Germanissimi Germanorum“, die „deuthesten aller Deutschen“. Aus diesem Wort spricht ein überhöhtes Selbstbewußtsein der kleinen Gruppe, die ihre Identität über viele Jahrhunderte in mannigfachen Stürmen der Geschichte bewahren konnte. Aber es ist zugleich auch Angelpunkt der Wende, die zu dem tiefen Pessimismus geführt hat, der sich heute ausbreitet. Denn in ihm drückt sich ein elitäres Bewußtsein aus, das spätestens seit 150 Jahren, in der Zeit des nationalen Erwachens der Ungarn und Rumänen, theoretisch und praktisch bestritten worden ist.

Die Zeit, die in diesem Zusammenhang besonders interessieren muß, ist das 19. Jahrhundert. Jetzt wurden die Weichen gestellt für das 20. Jahrhundert. Für die Sachsen brachte es den Angriff auf ihre jahrhundertealten Privilegien und deren bitteren Verlust. Schon die Reformen Josefs II. von Habsburg hatten die nationale Geschlossenheit der Sachsen bedroht: Die „Konzivilität“ mußte hingenommen werden, wonach nun auch die anderen Nationen Grundbesitz in den sächsischen Städten erwerben durften. Und nach dem „Ausgleich“ zwischen Österreich und Ungarn 1867 erlagen die Sonderrechte dem Traum des nationalen Einheitsstaates. Die nationale Überfremdung ging mit Riesenschritten voran. Kronstadt, das im Mittelalter eine rein deutsche Stadt gewesen ist, zählt heute bei rund 300 000 Einwohnern neben Rumänen und Ungarn nur noch etwa 8000 Deutschsprechende.

Kräfte zu Abwehr und Aufbau

Anfangs versuchten sich die Sachsen mit dem Hinweis auf ihr verbrieftes Recht zu verteidigen, konnten aber damit gegen das neue nationale Denken nicht aufkommen. Es ist das Verdienst Georg Daniel Teutschs, seinem Volk die Gefahr der Gegenwart im Spiegel vergangener Größe gezeigt zu haben und es so auf geistiger Ebene in den nationalen Abwehrkampf unter Führung der Kirche, der Volkskirche, hineingestellt zu haben. In seiner „Sachsengeschichte“, die der Siebenbürger Sachsen Selbstverständnis bis auf den heutigen Tag grundlegend bestimmt, erzählt er die Großtaten der Vorfahren, um mit dem Bewußtsein einer großen Vergangenheit Kräfte der Abwehr zu wecken.

In der Tat wurden stärkste Kräfte freigesetzt. Die ganze Blüte der Intelligenz des Volkes beteiligte sich an diesem Aufbau einer geistigen Abwehr gegenüber der Überfremdung. Die Kirchenburg wird zum Symbol. War sie in der Türkenzeit im

wörtlichen Sinne das Bollwerk für das Volk, so wird sie es jetzt im übertragenen Sinne. Adolf von Harnack kann bewundernd sagen: „Sie leben und sprechen in einem Akkord von Deutschtum, evangelischem Glauben und deutscher Wissenschaft und Erkenntnis. Diese drei Dinge sind so verbunden mit ihnen, daß sie selbst nicht wissen, wo das eine aufhört und das andere anfängt.“

Es ist freilich ein Kampf gegen eine erdrückende Übermacht und einen immer stärker werdenden Nationalismus derer, deren loyale Mitbürger die Sachsen seit Jahrhunderten waren. Tief prägt sich im allgemeinen Gefühl eine Niedergeschlagenheit ein, der Friedrich Teutsch im Vorwort seiner Sachsengeschichte einige Jahre vor dem Ersten Weltkrieg Ausdruck gibt: „Anfangs als Kulturfaktor ersten Ranges freundlich und freudig aufgenommen, von den Königen mit wertvollen Rechten ausgestattet, die ihnen die Erfüllung ihrer Aufgaben ermöglichen sollten, war Kampf und harte Arbeit ihr Schicksal von Anfang an. Erst Lehrmeister der Volksstämme, die sie umgaben, wurden sie später als Eindringlinge angesehen; je weiter die Umgebung fortschreitet, um so kleiner wird ihr Einfluß und ihre Bedeutung, und zuletzt sieht sich das Volk... bekämpft und vielfach verfolgt... Der einstige Kulturträger wird zu einem unwillig anerkannten Kulturmoment auf dem mit dem mit Blut und Schweiß vieler Generationen erkaufen Boden, die alte politische Bedeutung schrumpft mit der wirtschaftlichen Stellung zusammen“ (Friedrich Teutsch, Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk, Bd. II 1907, XI). — Nach dem Ersten Weltkrieg wird es nicht besser: Die Entwertung des Geldes, die Bodenreform und eine chauvinistisch gesteuerte Schulpolitik des bürgerlichen Rumänien verstärkt den Eindruck des Ausgeliefertseins.

Die jüngste Geschichte dürfte bekannt sein. Was aus ihr in diesem Rahmen zu berichten ist, sind der große Aderlaß durch den Krieg und die Evakuierung geschlossener Dörfer aus Nordsiebenbürgen, die Zwangsarbeit Zehntausender im Donzbecken im Rahmen eines Fünfjahresplanes der Sowjetunion, die Enteignung und Zwangskollektivierung des bäuerlichen Besitzes, die Zwangsausiedlung vieler Städter aufs Land, um Arbeitskräften für die verstärkte Industrialisierung in den Städten Wohnraum zu schaffen, die Umwandlung der ehemals privaten Kirchenschulen in staatliche Schulen (wenn auch unter Beibehaltung deutscher Unterrichtssprache), allgemeine Rechtsunsicherheit, lückenlose Überwachung durch den Staatssicherheitsdienst und politische Prozesse mit abschreckend hohen Strafen. Dies wurde — auf der Grundlage der eigenen alten Zeiten, nicht aber der neuen und neuesten Entwicklung Rechnung tragenden Geschichtsschau — als Fatum, als blinde, gewalttätige und unverdiente Katastrophe angesehen. Die allgemeine Depression schlug in einen ebenso allgemeinen Auswanderungswillen um. In diesem Zusammenhang blühten Gerüchte in einer Gefängnisatmosphäre und schufen geradezu hysterische Stimmungen, in denen jedes nüchterne, ernüchternde Wort aufreizend wirkte. Es gab ganze Familien, die — man könnte sagen — zu leben aufhörten und nur noch wartend und hoffend buchstäblich jahrelang auf gepackten Koffern saßen. Auf etwa ein Viertel aller in Siebenbürgen lebenden Sachsen schätzt man die Zahl derer, die auf dem Höhepunkt des Auswanderungsfiebers ihren Willen auszuwandern durch einen Antrag kundgetan haben.

Ihre Bereitschaft, das uralte „Recht auf Heimat“ freiwillig aufzugeben, wurde genährt und vergrößert durch Angehörige und Freunde, die bereits in der Bundesrepublik Deutschland oder in Österreich lebten und von denen sie die Bestätigung ihrer eigenen düsteren Zukunftsprognose erhielten. „Unten ist alles aus!“ hieß diese Losung etwa. „Das Schiff sinkt, und wir hier oben müssen die Rettungsboote bereitstellen, um

möglichst viele zu retten“, so wurde es ein anderes Mal formuliert. In der Wochenzeitung „Christ und Welt“ erschien ein groß aufgemachter Reisebericht mit dem Titel „In Siebenbürgen stirbt ein Volk“, der dem mit der Krankheit ringenden Volk den sicher bevorstehenden Tod ankündigte. Es ist interessant zu beobachten, wie sowohl nach dem Ersten Weltkrieg als auch jetzt wieder biologische Kategorien dazu dienen, einen historischen Prozeß zu beschreiben und man vom „Verenden religiöser Gemeinden“ und vom „Volkstod“ spricht. Ein Bericht über die Kirchen in Rumänien schließt mit den Sätzen: „Ums wirtschaftliche Existenzminimum ringend und unfrei, sehen die Sachsen den Untergang der schon vereinsamen Kirche nahen, der man nicht mehr glaubt. Er tritt ein, wenn die Kinder, deren deutscher Unterricht immer unzulänglich wird, ihre Muttersprache nicht mehr sprechen wollen... Wir sind zum Helfen beordert, damit unsere vom Volkstod bedrohten Nächsten endlich dorthin ziehen dürfen, woher ihre Ahnen einst als Kulturbringer in den Südosten gerufen wurden“ („Südostdeutsche Vierteljahresblätter“, 15. Jg., Robert Schmidt, 228).

„Über den geschichtlichen Auftrag hinaus“

Wer an dem Gespräch über diese Frage in den letzten fünf- und zwanzig Jahren teilgenommen hat, wird unschwer von einer Fülle weiterer solcher „Schlußstriche“ unter die Geschichte der Siebenbürger Sachsen berichten können. Etwa von jenem lapidaren Urteil in einer Art Fibel, 1967 in der Bundesrepublik Deutschland erschienen, wo zusammenfassend gesagt wird: „... sie haben ihren geschichtlichen Auftrag erfüllt“, d. h. „Lehrmeister“ und „Kulturbringer“ können sie nicht mehr sein, und ebenso wenig läßt sich eine Gruppe mit überlieferten Sonderrechten im alten Sinne in der mobilen Industriegesellschaft oder in der sozialistischen Gesellschaft denken („Siebenbürger Sachsen heute“, Kulturheft 60 der Schriftenreihe für Ost-West-Begegnung, W. Bruckner, 93). — Es ist in der Tat eine schwierige Lage: Wenn es stimmt, daß sie ihren geschichtlichen Auftrag erfüllt haben, so müßten sie abtreten können. Aber gerade das können sie nicht und müssen — wie derselbe Verfasser sagt — „über ihren geschichtlichen Auftrag hinaus“ in ihrer Heimat leben. Die rumänische Regierung erlaubt nur wenigen einzelnen die Ausreise; sie will auf ihre Intelligenz (zu der sie im besonderen auch die Siebenbürger Sachsen rechnet, wie der rumänische Botschafter in der Bundesrepublik, Oancea, vor Jahresfrist sagte) nicht verzichten. Es werden dabei sicher auch Prestige Gründe mitsprechen, die es dem selbstbewußten, aufstrebenden Staat geraten sein lassen, nicht gerade jetzt den Eindruck zu erwecken, als behandle er seine Bürger so, daß diese ihm den Rücken drehen wollen. Es erscheint deshalb als ein Gebot der Nüchternheit, beim Nachdenken über die bedrückende Situation von der Tatsache auszugehen, daß das Tor zu einer Auswanderung nicht offen ist. Folgendermaßen formulierte ein in Siebenbürgen Lebender die Alternative: „Die Vielen werden hierbleiben, für sie wird die Frage deshalb nicht mehr lauten dürfen: Wie komme ich hier heraus?, sondern: Wie werde ich den Anforderungen hier gerecht? Wie erziehe ich meine Kinder? Wie gebe ich meinem Leben einen Sinn?“ (Zit. nach H. Groß „Gott in Siebenbürgen“ in: Sonntagsbl., Hamburg, 23.7.67).

Es ist sicher nicht leicht, das im 19. Jahrhundert geprägte „Auftrags“-Konzept zu revidieren, und abseits von kirchlichen oder völkischen Dogmen, die das Aushalten auf verlorenem Posten sanktionierten, sinnvolle Gruppenexistenz in zukunftssträchtigen Kategorien neu zu begründen. Zunächst kann nur nüchtern die Frage gestellt werden, ob es in der heutigen harten Wirklichkeit die einzige Möglichkeit ist, in jener „fatalen“ Schau der eigenen Geschichte zu ver-

harren. Das Leben geht weiter. Ist diese Zeit nicht, wie jede andere Zeit auch, Gnadenzeit für den, der sie aus Gottes Hand nimmt? Ist es deswegen erlaubt und möglich, in solcher Weise negativ fixiert zu bleiben auf ein böses Geschick, das einem widerfuhr? Diese Fragen stellen nicht nur manche Siebenbürger in Deutschland. Dies fragt man, wenn auch erst vereinzelt, doch immer artikulierter in Siebenbürgen selbst. In dem Maße, in dem allmählich Lösung aus der Lähmung durch das Fatum und Zuwendung zu den Aufgaben, die das Datum Gottes heute stellt, geschieht, wird — es ist mit Händen zu greifen — neuer innerer und äußerer Freiheitsraum gewonnen. Auch in früheren kritischen Phasen ihrer Geschichte haben Männer und Frauen dieser Kirche immer wieder solche Haltung eingenommen. Den Gedanken nahm der (kürzlich zum Bischof gewählte) Stadtpfarrer von Kronstadt, Albert Klein, in einer Predigt am 11. August 1968 auf, wo er u. a. sagte: „... diese Männer erkannten, daß ihre Väter nicht immer das Gleiche, sondern zu jeder Zeit das Notwendige getan hatten, darum wurde ihr Blick frei für die Möglichkeiten ihres eigenen Zeitalters.“

Sich diesem Wandel stellen, heißt auch heute, eine neue geistige Ortsbestimmung vornehmen. Mitten im immer noch weitverbreiteten Zurückschauen und Klagen wird die Situation bereits ernst genommen. Oft wachsen die Erkenntnisse mehr im Erleiden als im aktiven Zugreifen, aber auch letzteres nimmt zu. Manches an den neuen Tatsachen, die man zunächst nur als bösen Anschlag auf die alte Gemeinschaft verstehen konnte, wird nüchterner als Folge der raschen *Industrialisierung* des Landes verstanden, die die geschlossene bäuerliche Welt der Vergangenheit, ganz abgesehen von Kommunismus und Sozialisierung, auflöst, die die katastrophal beengten Wohnverhältnisse in den Städten erklärt. Die wirtschaftliche Position hat sich im Lauf der Jahre sichtlich gebessert. Wenn auch nicht überall der wirtschaftliche Aufschwung nach der Krise der Nachkriegsjahre so augenfällig ist wie bei den vergangenen Jahr im Deutschen Fernsehen unter dem reißerischen Titel „Die kleinen Millionäre von Großpold“ vorgestellten fleißigen LPG-Weinbauern von Großpold, so wird man doch nicht mehr, wie es noch vor kurzem üblich war, davon reden können, „daß sie alle um das Existenzminimum ringen“. Die bäuerliche Bevölkerung ist entspannter als die städtische, in der die Unruhe noch groß ist. Nur immer weitere Einsicht in größere Zusammenhänge, Unterscheidung von Zusammenbruchserscheinungen und Unterdrückungsmaßnahmen, kann in der Problematik der Gruppe, die inmitten der modernen mobilen Gesellschaft um ihre Identität als Gruppe ringt, weiterhelfen.

Stellenwert der Muttersprache

Nach wie vor sehr bedrängend ist die Frage der *Sprache*. Welchen Stellenwert im Leben eines Menschen hat die Muttersprache? Für die traditionsreichen Minderheitengruppen Rumäniens (es gibt neben den Sachsen vor allem die magyarischen Szekler) offensichtlich einen ganz anderen als für deren nach Amerika ausgewanderten Bruder, dessen Kinder englisch reden, während es in Rumänien das geschichtlich verankerte Bedürfnis und eine Reihe von Möglichkeiten gibt, die Kinder weiterhin in ihrer Muttersprache aufwachsen zu lassen. Die staatlichen Schulen haben magyarisch- oder deutschsprachige Sektionen dort, wo eine entsprechende Anzahl von Schülern der betreffenden Muttersprache am Ort ist. Diese Schule in ihrer heutigen Aufgabe zu fördern und zu stützen und nicht nur im Vergleich mit dem Früheren zu kritisieren, wäre eine Aufgabe. Ebenso gilt das von der vielfältiger werdenden deutschen Presse, die zunächst weithin kaum gelesen wurde. Vor wenigen Monaten haben zwei neue

deutschsprachige Zeitungen mit beachtlichem Niveau zu erscheinen begonnen. Von den beiden deutschen Theatern, in Hermannstadt und Temesvar, hörte man die Klage, daß sie zu oft vor halb leeren Reihen spielen müßten. Hier könnten gebotene Möglichkeiten noch besser genutzt werden.

Schule, Presse, Theater sind — wenn auch deutschsprachig — freilich kulturelle Einrichtungen des *heutigen Rumäniens*. Mit ihm muß sich einlassen, wer bestehen will. Das intensive Gespräch und der Austausch mit dem rumänischen Volk sind in der neuen Situation unausweichlich, wenn dies auch manchmal durch eigene Vorurteile und nationalistische oder gar chauvinistische Tendenzen des Staatsvolkes erschwert wird. Wichtig erscheint, daß die ältere Generation der Jugend, die mit den anderen Nationen unbefangener zusammenzuleben beginnt, nicht überholte *moralische Alternativen* auflastet. Die Fragen der (völkischen) Mischehen z. B. wird man neu durchdenken müssen. Die Grenzen zwischen den Nationen werden fließender, die gegenseitige Ausstrahlung wird größer werden, wenn die von den Sachsen immer schon geübte Mehrsprachigkeit (siebenbürgisch-sächsisch als Umgangssprache, deutsch als Kultursprache, rumänisch und magyarisch als weitere Landessprachen) zu einer Differenzierung des vor dem monolithischen Selbstbewußtseins führt.

Das Gespräch mit dem rumänischen Volk wird dadurch um ein weiteres Moment kompliziert, daß es heute im *sozialistischen* Bereich stattfinden muß. Die anfängliche totale Ablehnung des Kommunismus als eines nur zynischen und menschenverachtenden Systems ist einer zögernden Öffnung gewichen. Das Beispiel der Tschechoslowakei hat gezeigt, welchen Einfluß gerade die loyale Mitarbeit z. B. der Christen auf Humanisierung und Demokratisierung des Sozialismus haben kann. So gilt es auch für die Christen in Rumänien, in Siebenbürgen, sich zu entscheiden, ob sie in sektiererischem Fanatismus in den Untergrund gehen wollen, wie es das jüngst erschienene Buch von Richard Wurmbrand, eines Judenchristen aus Bukarest, „Gefoltert für Christus“, propagiert, oder ob sie in verantwortlich abgegebenem Ja und Nein, in jeweils konkreten Entscheidungen der Gesellschaft, in der sie leben, zur Verfügung stehen.

Als Beispiel für diese zweite Haltung sei die vorsichtig abgewogene, aber dennoch sehr beachtliche Erklärung zitiert, die Bischofsvikar Hermann Binder vor dem Staats- und Parteiführer Ceausescu am 29. Februar 1968 abgab: „... Sehr viele Angehörige unserer Kirche haben durch ihre Loyalität gegenüber der sozialistischen Gesellschaftsordnung unseres Landes, durch ihr Schaffen in verschiedenen Bereichen der Volkswirtschaft, durch ihren Kampf für Frieden auf nationaler und internationaler Ebene, den Willen bewiesen, mit den Angehörigen der verschiedenen auf dem Boden Rumäniens lebenden Nationen zusammenzuleben... Selbstverständlich hat die Kirche im Vergleich zum Staat, zur Gesellschaft, eine besondere Aufgabe. Man darf jedoch nicht vergessen, daß sowohl der Staat als auch die Kirche das gleiche Volk, die gleichen Menschen zu betreuen haben. Wir wollen die Kirche des Volkes sein, ebenso wie der Staat der Staat des Volkes sein will.“

Noch bedeutsamer und sicher auch wirksamer war ein vertrauliches Gespräch, daß eine Regierungsabordnung unter Leitung von Ceausescu am 4. Juli 1968 mit etwa fünfzig intellektuell führenden Vertretern der deutschsprachigen Bevölkerung führte, in dem die letzteren — dazu aufgefordert — in bisher ungewohnter Offenheit und Differenzierung dem Staatschef eine Liste schwerwiegender Fälle aufzählten, in der nichts von dem verschwiegen wurde, was die Ursache der Unruhe und Unzufriedenheit bis hin zum Auswanderungswillen unter der deutschsprachigen Bevölkerung Rumäniens ist. Der Mut dieser Männer und Frauen wird ohne Zweifel seine Wirkung haben,

gerade auch, weil es sich bei ihnen in der Mehrzahl um solche handelt, die ihren Willen zu konstruktiver Mitarbeit und Solidarität bewiesen haben und sich Kritik leisten können.

So wird deutlich: mit dem Selbstverständnis von 1909 kann man 1969 nicht standhalten und erst recht nicht mit dem von 1939. Und doch besteht der Eindruck, daß dies allenthalben — auch von Deutschland aus — immer noch versucht wird. Hinzu kommt der Trugschluß, als ob erst das Jahr 1944 der alten Sachsengeschichte ein Ende gesetzt hätte. Nicht nur durch den Wandel der Zeiten war die alte Rolle der Kulturträger und Lehrmeister immer irrealer geworden. Auch allen durchaus vorhandenen Ansätzen, sie aus den alten Quellen heraus andersartig, dem Wandel der Zeit entsprechend, zu fassen, machten die Sachsen selber in den dreißiger und vor allem Anfang der vierziger Jahre ein Ende. Sie gaben eigene Konzepte von heute auf morgen dem Diktat des deutschen Nationalsozialismus preis. Eine offene und verantwortliche Diskussion über diese jüngste Vergangenheit hat nie stattgefunden. Ein Absolvent der Theologischen Hochschule in Hermannstadt, der jetzt in Deutschland Pfarrer ist, sagte, daß er während seines vierjährigen Studiums nicht ein einziges Wort über diese so folgenschwere Epoche der eigenen Volks- und Kirchengeschichte gehört hätte.

Für die Tabuisierung dieser Frage im siebenbürgischen Gespräch in Deutschland nur ein Zitat. In der erwähnten Fibel „Siebenbürger Sachsen heute“ lautet der Abschnitt über die Lage zwischen den beiden Kriegen: „Vor völlig neue Verhältnisse stellte sie der Anschluß Siebenbürgens an Rumänien. Doch ist ihre wirtschaftliche Kraft noch groß genug, auch innerhalb der neuen Grenzen Europas existieren zu können, reichen die Entfaltungsmöglichkeiten für Kirche und Schule noch aus. Die junge Generation gewöhnt sich daran, auch die Gaue jenseits der Karpaten als Teile des neuen Vaterlandes zu empfinden. Noch sind Brauchtum, kirchliche und weltliche Gemeinschaftseinrichtungen der Siebenbürger Sachsen lebendig wie eh und je. Da bricht der Zweite Weltkrieg in das Leben der sich nach Frieden sehnenden Menschen ein. Mit den anderen Völkern des Landes zahlen seine deutschen Söhne einen besonders hohen Blutzoll, und ein Jahrzehnt nach dem Krieg ist ein Fünftel der überlebenden Sachsen in alle Welt verstreut“ (aaO., 93). „Noch sind Brauchtum, kirchliche und weltliche Gemeinschaftseinrichtungen lebendig wie eh und je“, schreibt der Verfasser und verschweigt, — daß die Sachsen in diesen Jahren, dem Wandel der Zeiten gewaltig Rechnung tragend, ihre jahrhundertealte demokratische Tradition freiwillig und ohne Zwang aufgegeben hatten, um sich einer ganz anderen Ordnung zu unterstellen, — daß sie sich von Berliner nationalsozialistischen Stellen einen Volksgruppenführer einsetzen und einen Parteigenossen als Bischof ihrer

Kirche aufzwingen ließen, — daß die Trachten den braunen Uniformen zu weichen begannen, — daß sie die kirchlichen Schulen der nationalsozialistischen Volksgruppenführung übergeben hatten, lange bevor der kommunistische Staat sie in Staatsschulen umwandelte, — daß durch Parteierlaß die sächsische Mundart, bis tief ins 19. Jahrhundert sogar Predigtsprache, als unerwünscht erklärt wurde, — daß ihre Jugend nicht, wie es für rumänische Staatsbürger selbstverständlich ist, im rumänischen Heer, sondern in der Waffen-SS Dienst tun mußte und als solche in den Krieg zog.

Einem rachedurstigen rumänischen² Staat hätte sich in dieser letzten Wendung der Sachsengeschichte eine breite Angriffsfläche geboten. Millionen Deutscher mußten nach dem katastrophalen Ende des Krieges aus anderen osteuropäischen Ländern fliehen oder wurden gewaltsam vertrieben. Rumänien hatte seine Deutschen nicht vertrieben. Die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben erlitten dieses Schicksal nicht, sie sind die einzige sogenannte „Deutsche Volksgruppe“ in Europa, die noch heute in ihrer Heimat ist, und die Siebenbürger Sachsen in Deutschland sind keine Vertriebenen, auch wenn die Landsmannschaft meinte, sich dem Bund der Vertriebenen in der Bundesrepublik anschließen zu sollen. Hier sei an die Schlagzeile einer Bukarester Zeitung im Jahre 1940 erinnert, die fragte: „Sunt Sasi un pericol national pentru Romania?“ — „Sind die Sachsen eine nationale Gefahr für Rumänien?“ — Die Frage wurde dort mit einem Nein beantwortet. Verwirrung und Verirrung weniger Jahre des Nationalsozialismus hatten die Erinnerung an Jahrhunderte loyaler Mitbürgerschaft nicht zerstört. Trotz allem werden die Siebenbürger Sachsen nicht darum herumkommen, ihre jüngste Geschichte, anstatt sie zu verdrängen, als eine wirksame Phase gerade auch im Hinblick auf ihre Folgeerscheinungen in der Gegenwart mitzubedenken, mitzuverantworten und daraus zu lernen.

Wie das gesamte Leben, so sind auch der Glaube und die Kirche in den großen Wandel hineingenommen. Was von diesem Glauben — wie überall in der Welt, so auch in Siebenbürgen — erwartet wird, sind nicht zäh festgehaltene Weltanschauungen, geschlossene Systeme, die anderen geschlossenen Systemen Widerpart zu leisten hätten, sondern der offene Blick für das Datum, die gnädige Zeit Gottes, die Bereitschaft zum „abrahamitischen Abenteuer“, zum Auszug aus gewohnten Gehäusen, aus zu selbstverständlich gewordenen Selbstverständnissen. Was erwartet wird, ist die Beteiligung an den zu lösenden Aufgaben, ist verantwortliches Mitwirken in der eigenen kleinen und der großen Welt. Christliche Existenz ist auch dort, wo sie sich in Widerstreit einlassen muß, nicht Anti- sondern Pro-Existenz, weil sie nur dort Verheißung hat, wo sie ihrem Herrn folgt, der ihr den Weg gewiesen hat.

Gerhard Möckel

*Leinb
(Spektakel aus seiner
Hand nach Speitp-
Apokalypse des Heil-
beten.)*

4.9.69

7.10.69

27.8.

i k g s